



Gruppe 47 in Princeton

Von Dieter E. Zimmer

AUF DEN ERSTEN BLICK sieht es absurd genug aus, und auf den zweiten auch noch: daß deutsche Schriftsteller, um sich gegenseitig neue Arbeiten vorzulesen, einen Ozean überqueren, daß sie Orkane durchstehen, daß sie — eine irritierende teutonische Invasion — einen amerikanischen Universitäts-campus aus vornehmer Ruhe aufstören, daß an einer amerikanischen Autostraße (US 1) vor einem Motel («your host from coast to coast») ein nachts erleuchtetes Reklameschild verkündet: WELCOME GRUPPE 47.

Aber so war es. Vom 21. bis 24. April tagte die Gruppe 47 fünfundsiebzig Kilometer südlich von New York, eingeladen von der Eliteuniversität Princeton (Studienkosten pro Trimester: rund sechstausend Mark), genauer: von ihrem germanistischen Department, noch genauer: von dessen Vorsitzendem, Victor Lange. Für die Reise- und Aufenthaltskosten kamen vor allem die Universität (15 000 Dollar) und die Ford-Stiftung (50 000 Dollar) auf: Es war die neunundzwanzigste Zusammenkunft der Gruppe 47, nach der 1954 in Italien und 1964 in Schweden die dritte im Ausland.

Und es hätte sich alles ebensogut in Travemünde oder Rosenheim abspielen können, oder in Aix-en-Provence oder Rio de Janeiro. Die Tagung blieb nahezu unberührt von der Umgebung. Unverändert war das Gruppenritual:

drei Tage lang Lesungen von früh morgens bis in die Nacht; eingeläutet von Hans Werner Richters traditionellem Kuhglöckchen, nach jeder Lesung mündliche Kritik, in den Pausen die üblichen ein-, doppel- oder vielzüngigen Konversationen, von den Kritikern gern benutzt, einen gerade geäußerten Tadel nun, im Angesicht des kritisierten Autors, vorsichtig zurückzunehmen («ich mußte das ja sagen, aber ich möchte doch ...») oder eigensinnig auf ihren Verbesserungsvorschlägen zu bestehen («das fahle Ebenbild sollten Sie wirklich streichen und die Lurche im Schlick auch ... Ach, die Lurdie im Schlick standen gar nicht da?»), die erheiternden Sachdiskussionen anlässlich fragwürdiger Metaphorik (werden Schrauben denn am Fließband hergestellt? gab es 1938 Schon Kunststoffe? kann das Wasser wirklich ins Klosett zurücksprudeln?), die Ermüdungserscheinungen, die an- und abschwellenden Wellen der Reizbarkeit, die nadelspitzen Sticheleien, die Selbstversunkenheit des einen oder anderen von der Kritik überrannten Neulings, der sich nun fehl am Platze fühlt, die hämisch-freundlichen Kommentare zu der Veranstaltung selber und dem Gebäude, in dem sie stattfand, einem klassizistischen Tempelchen, wo sonst die Whig-Clisophic Society zu Hause ist, eine akademische Debattiervereinigung, die jeweiligen Modevokabeln der Diskussionen, diesmal «herstellbar» und «transportieren» («dieser Text ist herstellbar und transportiert nichts») ... Das war wie immer. Ich bezweifle, ob die Mehrzahl der etwa hundertfünfundzwanzig Teilnehmer während dieser drei Tage auch nur einmal Princetons Hauptstraße überquert hat.

«Und vor diesem harmlosen, so unbeirrbar mit seinen literarischen Sorgen beschäftigten Haufen haben die deutschen Politiker Angst?» fragte eine bekannte und intelligente deutsche Politikerin, die zum erstenmal dabei war und sich falsche Vorstellungen gemacht hatte, Vorstellungen von einer verschworenen, Umsturz sinnenden Clique.

Und dennoch: Die Gruppe, jetzt fast zwanzig Jahre alt, ändert sich. Was ihre Gegner meist in absoluter Verkennung ihres Charakters und ihrer Prozeduren begannen, nämlich einen informellen literarischen Salon um Hans Werner Richter, der zu den Rändern hin immer unbestimmbarer wurde, zu konturieren und zu konsolidieren, das besorgen ihr jetzt ihre Freunde. Beteuerungen helfen wenig: Wider Willen wird die Gruppe — und wahrscheinlich ist das unvermeidlich — immer mehr von einem lockeren, sich selber improvisierenden Man-weiß-nicht-was zu einer Organisation. Die Presse kann ihre Tagungen ebensowenig wie irgendeinen Parteitag ignorieren. Funk und Fernsehen kommen. Verleger sind anwesend, hoffend, daß ihre Autoren gut abschneiden oder daß ihnen eine Neuentdeckung zufällt, halb Trainer, halb Talent Scouts. Es soll vorkommen, daß sie ihren Autoren die Reise bezahlen, weil sie sich von einer erfolgreichen Lesung Chancen versprechen, die ihnen kein Waschzettel und keine Anzeige im *Börsenblatt* bietet.

Fällt ein Autor hier durch, so bleibt das keine Privatangelegenheit mehr.

Die öffentliche Resonanz der Tagungen gibt der Gruppe eine Macht, die sie nicht ganz wahrhaben will.

Unter diesen Umständen wird auch die spontane, impulsive Kritik der Kollegen seltener und befangener; dafür bildet sich eine in mündlicher Sofortkritik wohlgeübte, quasi-offizielle Kritikergarde heraus (Walter Höllerer, Walter Jens, Joachim Kaiser, Hans Mayer, Marcel Reich-Ranicki). Unausdenkbar, was aus den Tagungen würde, wenn sie ihre gelegentlichen Drohungen, hinfort wegzubleiben, eines Tages wahr machte; während es fast gleichgültig ist, ob der eine oder andere prominente Alumnus da ist oder ob — auch das kommt vor — ein noch so verheißungsvoller junger Schriftsteller bei der Einladung einfach vergessen wurde.

Diese Tendenz zur Institutionalisierung wird natürlich besonders durch die Verlegung der Tagungen ins Ausland gefördert. Denn ob es der Gruppe recht ist oder nicht, sie wird begrüßt, als handelte es sich um den repräsentativen Verband der deutschen Schriftsteller, der sie weder sein kann noch jemals sein wollte. Festreden, es ist wahr, werden nicht gehalten, aber immerhin gab es diesmal eine Sondernummer der *American German Review* mit gedruckten Willkommensadressen der unendlich wohlmeinenden amerikanischen Gastgeber; Mitgliedskarten gibt es noch nicht, aber alle Teilnehmer trugen — eigentlich für den Jackenrevers bestimmte — Namenskarten in der Tasche; immer noch bemüht man sich, mit einem Minimum an Organisation auszukommen, aber einige der Eingeladenen hatten diesmal eine (wenn auch geringe) Tagungsgebühr zu entrichten; immer noch besteht Richter auf strenger Klausur: Aber kann man den Hausherrn spielen, wo man selber zu Gast ist?

Kurz, ein Schwebezustand, ein Zustand zwischen Formlosigkeit und Organisation, zwischen Privatissimum und öffentlichem Kongreß, nicht mehr ganz jenes, dies noch nicht: Die Gruppe wird sich bald Gedanken machen müssen über ihr Selbstverständnis.

Und Gedanken auch über ihre Funktion. Ihre ursprüngliche Aufgabe — daß sich ein paar Schriftsteller in einer Null-Situation, einer Situation der äußersten Unsicherheit gegenseitig helfen, zu sich selber zu finden — ist längst überholt. Eine neue deutsche Literatur ist etabliert, in Deutschland selbst wie Ausland, sie mißt sich an internationalen Maßstäben und besteht vor ihnen: Lange Menschenschlangen stehen vor dem Martin Beck Theatre in der Nähe des Broadways, um Peter Brooks Inszenierung von Weiss' Marat-Drama zu sehen; im East Village unten in Manhattan hatte gerade eine szenische Anthologie aus den Werken von Günter Grass Premiere; und die Augen des jungen Amerikaners im Suburban Transit Bus leuchteten auf, als er hörte, daß auch Uwe Johnson in Princeton zugegen sein werde.

Da hat die Gruppe 47 nichts mehr auszurichten. Und jungen, unbekann-

ten Schriftstellern auf den Weg helfen? Das könnte sie wohl noch; aber so wie vor sechs, sieben Jahren ist es nicht mehr. Die Verlage balgen sich um jede Spur von Talent, die Preisjurs geraten auf der Suche nach verkannten Autoren von einer Verlegenheit in die andere ... Gründlich haben sich die Verhältnisse geändert. Die Gruppe wird dem Rechnung tragen müssen.

Das Princeton Treffen machte die Anpassungskrise, in der sich die Gruppe befindet, auch in dieser Hinsicht deutlich. Es bestätigte, was keiner Bestätigung mehr bedurfte: daß Ernst Augustin, Peter Bichsel, Günter Grass, Günter Herburger und Reinhard Lettau Schriftsteller von Format sind. Daß andere genau das weitermachen, was man von ihnen erwartet. Und daß ein paar vielleicht, unter Umständen, möglicherweise, eventuell, sofern ...

Es las: Walter Jens aus einem fast fertigen Drama, das voraussichtlich im Herbst in Hamburg uraufgeführt wird, den Arbeitstitel *Die rote Rosa* trägt und einen — im Totenreich stattfindenden — Revisionsprozeß gegen die Mörder der Rosa Luxemburg zum Gegenstand hat. Die Kritik war kühl, aber höflich. Enzensberger vermißte den gestischen Charakter, Kaiser die dramatische Eigenspannung, Grass das auf der Bühne Darstellbare, Karasek fand es eklektisch und «angelesen», Fried hingegen «ungemein reichhaltig». Peter Weiss machte geltend, daß manches authentische Material auch ohne Dramatisierung tragfähig sei — und was spräche eigentlich gegen eine Stilisierung zum Oratorischen hin? Reich-Ranicki stieß nicht auf Widerspruch, als er resümierte, es hätten sicher alle recht — nur wisse schließlich noch niemand, worauf Jens hinauswolle.

Es las: Walter Höllerer — nicht aus seinem Roman, der *Elefantenuhr*, auf den inzwischen nun schon niemand mehr wartet, sondern eine Erzählung, eine von jenen, die es vor diesem Auditorium besonders schwer haben, weil ihre komplizierte Struktur nur langsam deutlich wird und ein Wunder von einem Gedächtnis nötig wäre, um eines zum andern zu fügen. Ein Mann macht einen Heiratsantrag, dreimal in seinem Leben, in einem drainierten Tümpel bei einer Limonadenfabrik, in einem schäbigen Hotelzimmer, auf einem Schiff, und dreimal zu spät, als die Katastrophe schon ausgebrochen ist, als schon alles brennt. Aber das nun nicht als lineare psychologische Erzählung. Die drei Situationen verschmelzen miteinander, und die Menschen erscheinen als Teile einer labyrinthischen Welt von Röhren, Schläuchen, Stollen, Gängen, geordnet wohl, aber von einer unendlichen Ordnung. Was wie die Nacherzählung irgendeines Jugenderlebnisses beginnt, erweist sich als der Entwurf einer Situation, in der antithetische Prinzipien miteinander in Konflikt liegen: Schmerz und Komik, Glück und Katastrophe, Wille und Widerstand, Leben und Erstarrung, Ordnung und Chaos. Die Kritik hatte es nicht leicht und kam zu widersprüchlichen Schlüssen.

Peter Bichsel, der Preisträger der vorigen, der Berliner Tagung, las aus ei-

nem größeren Prosastück, das Roman zu nennen er sich noch scheut. Ein Haus steht da und will bezogen werden. Der Autor erfindet sich einen Bewohner, eine gesichtslose Versuchsfigur, nennt sie Kiesinger; Kiesinger ist ohne persönliche Attribute, ohne persönliche Geschichte, aber er verlangt danach, er will existieren, er macht sich breit und breiter. «Keiner ist so wenig wie Kiesinger», heißt es am Anfang, «er kann die Arme bewegen, er kann Nahrung aufnehmen und kundtun, ob sie ihm schmeckt, Kiesinger kann alles, aus Kiesinger kann man einen Soldaten machen ...» Und am Ende kennt man ihn sogar in den Wirtshäusern — «der Trottel glaubt, er lebe». Seine Abwesenheit triumphiert über jede mögliche Anwesenheit: «Wäre er noch hier, wäre er überhaupt niemand mehr» — eine Hypothese ist über sich hinausgewachsen. Die Genesis einer epischen Figur: die Kritik bemerkte zu Recht, daß Bichsel hiermit über seine bisherige Kleinkunst, seine helvetische Generalmalerei hinausgelangt sei. Nicht ganz zu Recht zog sie Parallelen zum *Ganzenbein* — denn bei Frisch steckt eine gegebene Figur, indem sie sich Rollen für sich selbst ausdenkt, ihr Bewußtsein ab; die Fiktion ist intakt, ist nicht aufgebrochen. Wohingegen Bichsel gerade einen Wettstreit zwischen dem Autor und seiner Fiktion beschreibt — Epik der zweiten Potenz, sozusagen.

Reinhard Lettau las eine neue Erzählung, und wie sich zeigte, ist er seit den *Manig*-Geschichten nicht den Weg weiterer Reduktion gegangen, hat er seine abstrakten Figurenballette wieder mit Bedeutung angereichert, ohne daß sie dabei weniger graziös wurden. Eine antimilitaristische Geschichte, wurde gesagt, deren kindlicher Duktus das Kindische des militärischen Rituals entlarve, die Absurdität jeglicher Strategie und Feindschaft. Einen Schritt weiter ging Enzensberger: eine postmilitaristische Geschichte, sagte er, ein Nachruf auf den Krieg. Andrzej Wirth, den die polnische Regierung hatte ausreisen lassen, während die Regierung der DDR es für nötig erachtete, den eingeladenen neun ostdeutschen Schriftstellern, von denen jeder gern gekommen wäre, auch wenn das *Neue Deutschland* das Gegenteil behauptete, die Ausreisegenehmigung zu verweigern — Wirth verglich Lettau mit Mrozek. Bei beiden sei «absurde» Literatur zugleich auch «engagierte» Literatur.

Lettaus Triumph kam nur der von Ernst Augustin gleich. Er las aus einem neuen, seinem dritten Roman, der die Karrieren eines Finanzmannes, eines Generals und eines Medizinprofessors zum Gegenstand haben soll, und zwar eine Episode aus dem Leben dieses Mediziners, in der der Elfjährige, ein fetter und wichtigtuertischer Bengel, einen Kameraden mit Klistieren, Medikamenten und schließlich einem Aderlaß zu Tode kuriert. Eine Episode, als Falle angelegt, so daß man über das eigene anfängliche Lachen erschrickt, wenn die makabre Komik in Grauen umschlägt und man in dem Kinderspiel überdeutlich eine wertfreie, von fühllosen Monstren betriebene erwachsene Wissenschaft gespiegelt sieht.

Auch Günter Herburger las aus einem Roman. Wie schon in seinen frühe-

ren Erzählungen: außerordentliche Beschlagenheit im Milieu, im Tonfall, im Lebensstil, in der zynischen Schnoddrigkeit einer Generation, und zwar der heute etwa Dreißigjährigen — gelangweilt, wohl situiert und erfüllt von einer verhaltenen, keinen Gegenstand findenden Erbitterung. Herburger kennt sich aus in unserem Deutschland. Aber ob die größere Ambition des Romans, den heutigen Zustand in Beziehung zur Vergangenheit zu setzen, ihn nicht zu Verkrampfung und Konstruktion, zur Demonstration vorgefaßter Meinungen verführt, muß abgewartet werden.

Und es lasen außerdem: Erich Fried (Gedichte), Gerd Fuchs (eine Erzählung), Helga Maria Novak (Gedichte), Jürgen Becker (Prosa), Günter Grass (sieben außerordentliche Gedichte), Wolfgang Promies (aus einem Roman), Mathias Schreiber (Gedichte), Peter Handke (aus einem «Kriminalroman»), Klaus Röhler (den Anfang einer «Nacherzählung», zu deutsch eines Romans), Peter O. Chotjewitz (Gedichte), Reinhard Baumgart (eine Erzählung), Christian Ferber (eine Erzählung), Gabriele Wohmann (eine Erzählung), Heinz Weder (den Anfang eines Romans), Rolf Haufs (Gedichte), Klaus Stiller (Gedichte), Richard Hey (aus einem neuen Stück, *Rebellion*), Wolfgang Maier (ein «relativ offenes Stück aus einem Romankapitel»), Jörg Steiner (ein Romankapitel), der Houstoner Germanist Robert Kahn («Gedichte»), der New Yorker Germanist Reinhard Paul Becker (aus einem Roman), Hermann Piwitt (ein Romankapitel) und Hans Christoph Buch (eine sehr glimpfliche Satire auf die Gruppe 47).

Arbeiten, unvergleichbar im Anspruch wie im Gelingen. Dennoch stellte sich schon am Abend des zweiten Tages, besonders aber am dritten, allgemein der Eindruck einer beängstigenden Uniformität ein, einer braven Bemühtheit, aus wenigem an Erfahrung und formaler Phantasie um jeden Preis möglichst viel Literatur zu schlagen — Visionen von gähnend weißen Blättern. Dieser neudeutschen Miniliteratur stehen die Schweißperlen auf der Stirn, sie ist zwar belesen und selten bei Klischees zu ertappen, aber unanstößig und anämisch durch und durch — «quietistisch», sagte Hans Mayer, «ein neues Biedermeier». Heinz von Cramer brachte sie auf die Formel «Brombeeren und Jabos». Bestenfalls läßt sich ihr bestätigen, daß sie ihre bescheidenen Ziele erreicht habe; meist stelzt sie angstvoll ihren eigenen enormen Ansprüchen weit hinterher.

Gewitter lagen in der Luft. Das erste entlud sich auf Gabriele Wohmann — warum gerade auf sie, ist schwer einzusehen. Denn wie für eine Frau ein Mann langsam in einen anderen übergeht und der zweite genauso nichtig wird wie der erste, laue Gefühle, eine Liebe, die «erledigt» wird — das sind doch genuine Erfahrungen, warum sollten sie nicht erzählerisch definiert werden? Jedenfalls explodierte Hans Mayer: Das seien Mutmaßungen über Mief, miserabel in der Mentalität, beliebig machbar, völlig indiskutabel. Irgendwo fiel das Wort: kokettes Einverständnis mit der Entfremdung. Entfremdung? Es ist heute ein schickes Wort, in West und Ost benutzt, um jegli-

ches Übel zu bezeichnen, das den Menschen befallen kann, und der konkreten Bedeutung, die es bei Marx hatte, längst verlustig. Die so selbstsicher mit ihm hantieren, scheinen zu wissen, wie er beschaffen sei, der mit sich selber identische Mensch, sie müssen glauben, daß es den nicht entfremdeten Menschen einmal gegeben habe und wieder geben könnte, Utopisten mit Träumen von der großen Harmonie im Herzen ... So ließ denn im Falle Wohmann der Widerspruch nicht auf sich warten.

Die zweite Rebellion, ganz am Schluß der Tagung, wurde entfremdet im buchstäblichen Sinn. Peter Handke, ein sehr junger Autor aus Graz, zum erstenmal anwesend auf einer Gruppentagung, der selber einen nur aus knappsten Aussagesätzen bestehenden Text vorgelesen hatte, einen durch kühn kalkulierte Zwischenschnitte verwandelten Kriminalroman, und der schon vorher durch seinen Oppositionsgeist aufgefallen war, als er («Entschuldigung, wenn ich etwas unsachlich bin») Höllers Erzählung als geistlos bezeichnet hatte, stand nach Piwitts Lesung auf: Hier wie anderswo in der deutschen Literatur herrsche Beschreibungsimpotenz — wenn man nichts mehr weiß, kann man wenigstens noch beschreiben —, alles Schöpferische, jegliche Reflexion fehle, diese Prosa sei läppisch und idiotisch, und läppisch und idiotisch sei auch die Kritik, deren Instrumentarium zur Not gerade noch der alten Beschreibungsliteratur gewachsen sei, bei allem Andersartigen aber nur noch schimpfen oder Langeweile konstatieren könne. Es war Peter Handkes großer Auftritt, ein Aufstand gegen so gut wie alles, was sich an Literatur und Kritik auf dieser Tagung präsentiert hatte, nicht sehr artikuliert zwar, selber Geschimpf, doch radikal gemeint. Aber wer glaubte, jetzt würde sich irgendwer getroffen fühlen und zur Wehr setzen, sah sich getäuscht. Der Aufstand wurde willkommen geheißen, die Rebellion vereinnahmt, freudestrahlend kamen die Angegriffenen dem Revolutionär entgegen und drückten ihm den Bruderkuß auf die Wange — und die Situation war gerettet.

Aber ein Preis wurde nicht vergeben.

Wer noch nicht genug hatte, konnte sich an einem Abend bei einer von der Universität arrangierten Podiumsdiskussion, an der unter anderen Grass und Allen Ginsberg teilnahmen, davon überzeugen, wie verschieden die Sorgen der amerikanischen Intellektuellen sind. Sie redeten von der «Glücksexplosion», die gegenwärtig in den Vereinigten Staaten stattfinden soll, von der Pop- und Kitschzivilisation (die Wörter «kitsch» und «kitschy» haben jüngst Aufnahme in die amerikanische Sprache gefunden) und natürlich von der populären Psychodroge LSD und den Bemühungen um ihre Legalisierung, von Bewußtseinsexpansionen, vielfacher Wahrnehmung und Unendlichkeitsvisionen — die fremde Sprache eines sonderbaren eklektischen Mystizismus, der dem Unglück in die Halluzination entflieht. Die Antwort von Grass: Ich nehme kein LSD, ich trinke Kaffee, er tut es auch.

An die Tagung der Gruppe 47 schloß sich eine deutsch-amerikanische Schriftstellerkonferenz an, vier Podiumsdiskussionen zwischen Leuten aus der Gruppe und amerikanischen Literaten wie Eric Bentley, Susan Sontag und Leslie Fiedler, oder vielmehr: viermal drei Monologe über das Thema: «Der Schriftsteller in der Wohlstandsgesellschaft». Die ersten fielen der Akustik des Saales zum Opfer, einem Ungeheuer von einem pseudobyzantinischen Bauwerk, mit dem sich der Legende zufolge ein später zu Reichtum gekommener verkrachter Architekturstudent an Princeton gerächt hat; die letzten endeten in einer Diskussion über das Thema Engagement, das doch noch lange nicht ausdiskutiert scheint, wie immer behauptet wird, sonst kehrten nicht so viele Gespräche zu ihm zurück, sonst entstünden nicht jedesmal so hoffnungslose semantische Verwirrungen.

Susan Sontag, die junge Kritikerin und Romanschriftstellerin, formulierte die eine extreme Position, die es zur Zeit in Deutschland sehr schwer hätte: Sie schreibe, wie ein Maler malt und ein Komponist komponiert, nicht um Botschaften zu übermitteln oder um irgendeiner Wirkung willen, sondern aus Freude an ästhetischen Formen.

Peter Weiss bezog die genau entgegengesetzte Position: Einst sei er ein passiver Zuschauer gewesen, versponnen in die unberührte, unberührbare private Domäne seiner Kunst, während um ihn her die Welt in Scherben ging. Heute betrachte er es als seine Pflicht, den Ausgebeuteten und Unterdrückten seine Stimme zu leihen — denn Engagement an nichts als an die Kunst bedeute ein Komplizenhaftes Einverständnis mit der Korruption der Gesellschaft und der großen Räuberei allerenden.

Ein Widerspruch, der dringend nach einer Schärfung der Begriffe verlangte. Hans Mayer versuchte sie, er warf die Frage auf, wie Propaganda und engagierte Kunst zu trennen seien, und kam zu dem Schluß, daß auch Propagandaelemente der Kunst nicht notwendig im Wege stünden. Schlußfrage aus dem Auditorium: Können Sie ein einziges Werk nennen, das nicht engagiert ist? Antwort: Nein. So fanden die Princeton Tage einen Schluß im Gelächter.

Oder vielmehr: noch nicht ganz den Schluß. Denn am Abend veranstaltete eine Studentengruppe ein Teach-in gegen die amerikanische Intervention in Vietnam, an dem Enzensberger, Lettau und Weiss teilnahmen. Auch Susan Sontag sprach — einige Stunden vorher von den Deutschen ob ihres vermeintlich weltfremden Ästhetizismus noch scheel angesehen, war sie ein lebender Beweis dafür, daß sich Konzentration auf die künstlerische Seite der Kunst und politisches Tun keineswegs ausschließen. Was einige der amerikanischen Gastgeber befürchtet hatten, daß die deutschen Gäste sie durch Anti-Vietnam-Demonstrationen in Verlegenheit bringen würden, traf indessen nicht ein: Mit großer Vorsicht und Geduld machten Enzensberger und Weiss

klar, daß die Gruppe 47 mit der letzten Lesung wiederum «erloschen» sei, daß sie nur im eigenen Namen sprächen, und daß auch ein Deutscher, der deutschen Vergangenheit eingedenk und zu Gast in einem fremden Land, Gründe hat, sich den Vietnam-Krieg nicht gleichgültig sein zu lassen. Protokollarische Mißverständnisse konnte es nicht geben. Und Opposition gegen Amerikas Rolle in Vietnam wird in Amerika selbst, im Unterschied zur Bundesrepublik, nicht für antiamerikanisch gehalten.

Das also war die Gruppe 47 in Princeton. Am Ende hatte sich der Ausflug sogar noch als nicht völlig absurd erwiesen. Es war da nicht nur einigen Literaten eine Reise in den Schoß gefallen — deutsche Emigranten in und um New York, vor allem aber amerikanische Germanisten, angereist aus North Carolina und Texas, aus Oregon und Toronto, hatten erlebt, wofür sich zu bedanken sie nicht müde wurden: eine kurze Aufhebung der Isolation, in der sie leben und arbeiten.

Und so fragwürdig der gegenwärtige Status der Gruppe 47 ist und so spärlich alles in allem das literarische Ergebnis dieser Tagung: wieder haben deutsche Schriftsteller gegenseitig produktive Unruhe angerichtet. «Wenn ich das so drei Tage lang höre», sagte der Verleger Ledig-Rowohlt, «werde ich so unsicher, daß ich mich kaum noch traue, Bücher zu verlegen.»

Ich glaube, daß es den meisten Teilnehmern ähnlich ergeht. Solange das noch passiert, solange Selbstgenügsamkeit und Selbstgerechtigkeit, die die Erstarrung auch aller Literatur sind, auf diesen Tagungen erschüttert werden können — solange ist die Gruppe 47 nicht tot.